Liebe Gemeinde,

es gibt Tage im Jahr, an denen die Vergangenheit besonders gegenwärtig wird. Der Volkstrauertag ist ein solcher Tag. Wir erinnern uns an Menschen, deren Leben durch Krieg und Gewalt zerstört wurde. An Soldaten, die nicht zurückkehrten. An Familien, die auseinandergerissen wurden. An die Ermordeten der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, an die Opfer von Verfolgung und Vertreibung. An Menschen, deren Namen wir kennen, und an die Unzähligen, von denen kaum eine Spur geblieben ist. Und während wir uns erinnern, reicht ein Blick in die Gegenwart, um zu erkennen, wie erschreckend zerbrechlich der Frieden ist.

Die Bilder aus der Ukraine, aus Gaza und anderen Kriegsgebieten gehören längst zu unserem Alltag. Wir sehen zerstörte Städte, Menschen auf der Flucht, Eltern, die ihre Kinder zu schützen versuchen. Bilder, die uns erschüttern. Und Bilder, an die wir uns zugleich zu gewöhnen beginnen. Darin liegt eine der beunruhigenden Erfahrungen unserer Zeit: Der Mensch kann sich an vieles gewöhnen. Auch an das Leid anderer Menschen. Unsere Fähigkeit, Anteil zu nehmen, ist groß. Aber sie ist begrenzt. Wir können das Leid der Welt wahrnehmen und zugleich unser eigenes Leben weiterführen. Wir müssen es sogar. Niemand könnte leben, wenn er jeden Tag das ganze Gewicht dieser Welt auf seinen Schultern trüge. Und doch bleibt die Frage: Was geschieht mit uns, wenn das Leid anderer Menschen zu einer Nachricht unter vielen wird? Der Volkstrauertag unterbricht diese Gewöhnung. Er fordert uns auf, innezuhalten, hinzusehen und uns zu erinnern.

Denn Erinnerung ist mehr als der Blick zurück. Sie ist eine Haltung gegenüber der Gegenwart. Wer sich erinnert, erkennt, dass das, was geschehen ist, Folgen hat. Für unser Denken, für unsere Entscheidungen und für die Verantwortung, die wir füreinander tragen. Der jüdische Philosoph Emmanuel Levinas hat nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Einsicht formuliert: Im Angesicht des anderen Menschen begegnet uns ein Anspruch, der unserer eigenen Entscheidung vorausgeht. Noch bevor wir uns fragen, ob wir helfen wollen, stehen wir bereits in einer Beziehung zu diesem Menschen. Seine Verletzlichkeit geht uns etwas an. Für Levinas beginnt die Ethik in dieser Begegnung. Das Gesicht des anderen erinnert uns daran, dass wir über sein Leben nicht verfügen dürfen. Dieser Gedanke berührt sich auf eindrückliche Weise mit den Worten Jesu aus dem Matthäusevangelium. Jesus erzählt vom Ende der Zeit. Vom Menschensohn, der in seiner Herrlichkeit kommt und die Menschen versammelt. Es ist eine große, beinahe überwältigende Szene. Wir könnten erwarten, dass nun die großen Taten der Menschheit zur Sprache kommen. Ihre Erfolge, ihre Macht, ihre Errungenschaften. Doch Christus spricht von etwas ganz anderem. *Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht.* Und auf die erstaunte Frage der Menschen antwortet er: *Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.* Liebe Gemeinde, das ist eine ungeheure theologische Aussage. Christus verbindet seine eigene Gegenwart mit dem Leben derer, die verletzlich sind, die Hunger leiden, die fremd sind, die Hilfe brauchen. Der Mensch, dessen Würde übersehen wird, wird zum Ort der Gottesbegegnung. Und damit kehrt Jesus unsere gewohnten Maßstäbe um. Denn wir leben in einer Welt, in der Menschen häufig danach beurteilt werden, was sie leisten, was sie besitzen, welchen Einfluss sie haben und welchen Platz sie in der Gesellschaft einnehmen. Christus dagegen lenkt unseren Blick auf diejenigen, die wenig vorzuweisen haben. Auf Menschen, die angewiesen sind auf die Aufmerksamkeit und die Fürsorge anderer. Gerade ihnen spricht er eine Würde zu, die niemand nehmen kann. Und noch etwas ist bemerkenswert an diesem Gleichnis. Die Gerechten wissen gar nicht, dass sie Christus begegnet sind. *Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben?* Sie haben einfach einen Menschen gesehen, der hungrig war. Und sie haben ihm geholfen. Darin liegt eine stille Schönheit dieses Textes. Die Begegnung mit Gott vollzieht sich mitten in unserem menschlichen Alltag. In einer Geste der Zuwendung, in einer helfenden Hand, in der Aufmerksamkeit für einen Menschen, dessen Not sonst übersehen würde. Und zugleich liegt darin eine große Herausforderung.

Denn wenn Christus uns im verletzlichen Menschen begegnet, dann lässt sich die Frage nach Gott von der Frage nach unserem Mitmenschen nicht trennen. Was wir einander schulden, ist zuerst die Anerkennung dieser unverlierbaren Würde. Gerade am Volkstrauertag bekommt dieser Gedanke ein besonderes Gewicht. Die Geschichte unseres Landes zeigt auf erschütternde Weise, wohin es führt, wenn Menschen anderen Menschen ihre Würde absprechen. Wenn sie zu Feinden erklärt, ausgegrenzt und schließlich vernichtet werden. Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft war getragen von einer Ideologie, die Menschen nach Herkunft, Religion und vermeintlichem Wert unterschied. Die Erinnerung daran bleibt eine bleibende Verpflichtung. Sie fordert unsere Aufmerksamkeit für die Sprache, mit der wir übereinander sprechen. Für die Bilder, die wir voneinander entwerfen. Für die Gleichgültigkeit, die wachsen kann, wenn Menschen auf ihre Herkunft, ihre Religion oder ihre Zugehörigkeit reduziert werden. Denn die Entwürdigung des Menschen beginnt lange bevor Gewalt sichtbar wird. Frieden braucht deshalb mehr als die Abwesenheit von Krieg. Er braucht eine Gesellschaft, in der die Würde jedes Einzelnen geachtet wird. Er braucht Recht und Gerechtigkeit, politische Vernunft und die Bereitschaft, Verantwortung füreinander zu übernehmen. Und er braucht Menschen, die sich von der Not anderer berühren lassen. Heute sind die Johanniter bei uns.

Im Anschluss an diesen Gottesdienst werden wir gemeinsam Päckchen für die Weihnachtstrucker-Aktion packen. Sie werden auf den Weg gebracht zu bedürftigen Familien, Kindern und Erwachsenen in Südosteuropa. Menschen, deren Namen wir nicht kennen. Deren Sprache wir möglicherweise nicht sprechen. Von deren Alltag wir wenig wissen. Und dennoch entsteht eine Verbindung. Denn in jedem dieser Päckchen steckt mehr als sein materieller Inhalt. Es liegt darin die Botschaft: Jemand hat an dich gedacht. Jemand sieht deine Not. Dein Leben ist einem anderen Menschen etwas wert. Es sind kleine Zeichen der Menschlichkeit. Und gerade ihre Einfachheit macht sie so kostbar. Im Matthäusevangelium spricht Christus diesen scheinbar unscheinbaren Begegnungen eine Bedeutung zu, die bis in die Ewigkeit reicht. Was einem Menschen in seiner Not widerfährt, berührt Gott selbst. Das ist ein großer Gedanke. Und er bewahrt uns davor, angesichts des Leids dieser Welt zu resignieren. Denn wir kennen die Grenzen unserer Möglichkeiten. Wir können Kriege nicht durch gute Absichten beenden. Wir können die politischen und wirtschaftlichen Ursachen von Armut nicht mit einem Weihnachtspäckchen beseitigen. Wir können auch die Wunden der Geschichte nicht heilen. Aber wir haben Einfluss darauf, wie wir Menschen begegnen. Welche Haltung unser Zusammenleben prägt. Wo wir Verantwortung übernehmen. Und darin liegt eine Freiheit, die wir nutzen können. Liebe Gemeinde, in wenigen Wochen beginnt die Adventszeit. Wir werden wieder die Worte des Propheten Jesaja hören: *Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht.* Diese Verheißung hat ihren Ursprung in einer Zeit politischer Bedrohung und menschlicher Angst. Sie spricht von einer Hoffnung, die mitten in einer gefährdeten Welt aufleuchtet. Und an Weihnachten bekommt diese Hoffnung ein Gesicht. Gott kommt als Kind zur Welt. Verletzlich, angewiesen auf die Liebe und Fürsorge anderer Menschen. Das ist das Geheimnis der Menschwerdung Gottes: Gott verbindet sich mit unserem menschlichen Leben, mit seiner Schönheit und seiner Zerbrechlichkeit. Der Gott, auf den wir hoffen, kennt die Verletzlichkeit des Menschen von innen. Darum ist christliche Hoffnung auch eine Hoffnung für diejenigen, deren Leben von Gewalt und Unrecht gezeichnet ist. Wir glauben, dass ihr Leid vor Gott nicht verloren geht. Dass die Opfer der Geschichte bei ihm einen Namen haben. Dass seine Gerechtigkeit weiter reicht als das, was Menschen einander zugefügt haben. Das können wir nicht beweisen. Aber es ist die Verheißung, aus der unser Glaube lebt. Und sie gibt uns die Kraft, die Welt mit offenen Augen anzusehen. Der Volkstrauertag führt uns an die Grenzen menschlicher Möglichkeiten. Er lässt uns die Schwere der Geschichte spüren und erinnert uns an die Zerbrechlichkeit des Friedens. Zugleich stellt er uns in die Gegenwart. Hier leben wir. Hier tragen wir Verantwortung. Hier begegnen uns Menschen, deren Leben mit unserem verbunden ist. Und hier dürfen wir anfangen. Nach dem Gottesdienst sind Sie herzlich eingeladen, bei der Weihnachtstrucker-Aktion der Johanniter mitzuhelfen. Wer möchte kann beim Päckchen packen helfen. Wer die Aktion finanziell unterstützen möchte, kann auch eine Spende geben. Jedes Paket wird seinen Weg zu einem Menschen finden, der unsere Unterstützung braucht. Und mit jedem Paket geben wir etwas weiter von jener Hoffnung, die uns als Christen trägt: Dass kein Mensch vor Gott vergessen ist.Dass seine Würde unverlierbar bleibt. Und dass die Liebe Gottes auch dort gegenwärtig ist, wo Menschen einander in ihrer Verletzlichkeit begegnen. *Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.*

Amen.